



**Das schöne Westfalen**

**Mielert, Fritz**

**Dortmund, 1920**

Text

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95290](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-95290)



Es gibt Landschaften, deren Werte erst offenbar werden, wenn man sich die Mühe nimmt, sie näher kennen zu lernen. Westfalens landschaftliche Reize sind meist von der angedeuteten Art. Sie sind ver-  
sponnen und zurückhaltend wie die Menschen, die in ihnen leben. Aber wie selbst im ruhigsten westfälischen Menschen oft eine starke, verwundermachende Glut sich verbirgt, eine Leidenschaft, die fast immer gejüngelt bleibt und nur in seltenen Augen-  
blicken sich offen und dann um so über-  
raschender kundgibt, so lebt auch dem Wesen der westfälischen Landschaft ein ähnlicher Zug inne. Namentlich der nord-  
westfälischen. Sie besitzt unendliche Fein-  
heiten und Tiefen, die zwar offensichtlich sind, aber wie im Banne gehalten, sich nicht überall und jedermanns Augen bis zum Prangen entfalten.

Ich weiß wohl, daß ich hier stark gefühlsmäßig spreche und viel vernünftiger das Wesen der westfälischen Landschaft mit

geologischen und meteorologischen Verhältnissen begründen könnte. Ich weiß es und tue es doch nicht, denn ich will kein lehrhaftes Buch schreiben, sondern rein zum Gefühl sprechen, selbst wenn das Gefühl, eben weil es eine persönliche Empfindung bleibt, hin und wieder mich täuschen sollte.

Und so will ich auch von der Kunst kein Bild auf Grund kultur- und kunsthistorischer Verhältnisse entwerfen, sondern gefühlsmäßig ihren Zusammenhang mit der Landschaft und den Menschen andeuten. Hier sei nur bemerkt, daß neben schweren, wuchtigen, selten aber wirklich plumpen Werken sich die lebendigsten Schönheiten finden, daß sie aber wenig für sich allein vorkommen, sondern zumeist nur Blüten an Stamm und Ästen des ernsten Grundpräges westfälischer Kunst sind.

Und da wir dies wissen, und ich nun einlade, wandernd betrachtend von Nord nach Süd durchs Land der roten Erde zu ziehen, kann ich getrost mit dem zuver-  
sichtlichen Rufe eines Führers beginnen, der einen lohnenden Weg entlang leitet: Wohlan Freunde, freuet Euch, es hebt eine schöne und eigenartige Fahrt an!

\*

Ein stiller Sommertag im nördlichsten Westfalen, zwei Meilen östlich von Rheine. Braune Heide und lichte Schonung, nebelnaß. Himmel und Luft sind voll von silbrigem Grau. Die Stille singt und die Luft ist voller Geist, der Himmel zur Erde gesenkt. Es ist eine Stunde, in der man Gottvater bei den Händen fassen kann. Man sieht sein Gesicht überall in diesem lichten durchsilberten Grau. Und jeder Baum und Busch und jeder Halm steht reglos, mit angehaltenem Atem. Ein ungeheures Aufhorchen ist in der ganzen Landschaft. Denn die Stille predigt und die Luft ist voller Wesen.

Und ich wandere durch diese feierliche Gemeinde und diese Kirche der Geister. Und stehe dann vor dem blanken, feingläsernen Spiegel eines Sees. Das Heilige

Meer. Drüben scheint ein neuer, noch schönerer Himmel als hier zu beginnen. Die Büsche und die grünen Streifen, die dort den See umkränzen, sind Gefilde der Seligen. Es ist anmutvoller Wechsel in den gerundeten Büschchen und Baumgruppen. Ihr Rhythmus ist der der Schönheit, die in dem Gleichmaß der leicht geschwungenen Linien an messenische Landschaften erinnert. Von der silbernen Ferne heben sich vergißmeinnichtblaue Berge.

„Zu meinen führen die glasene Tiefe. Schweigen. Keine Brandung, nicht einmal ein Lispeln am Ufer. Jeder Tropfen ist voll des Geheimnisses, das er mitwissend hält. Denn dieser See ist nicht gewöhnlich wie andere. Auf seinem tiefen Grunde läuten stumm die toten Glocken des untergegangenen Klosters, und die sündigen Mönche wandeln zur Mette. Das Tageslicht dürfen sie nicht mehr schauen. Wer aber zu einer Stunde hinkommt, die voller Offenbarung ist wie diese, an dessen Ohr dringt vielleicht auch das ferne, verlorene Läuten aus der Abgrundstille des westfälischen Meeres. Und er sinkt ins Gras und läßt die Stunde reden . . . Und denkt versöhnlich der Zeiten und Menschen . . .

\*

„Zwei Steinkreuze am Wege bei Ibbenbüren, auf einem Grashügel, Blumen blühen auf ihm, und die Blätter einer Linde breiten sich hinter den Steinen aus in eiserfüchtiger Liebe. Die grauen Male stehen etwas schief, und eines von ihnen trägt ein eingeritztes Kreuz in seiner Mitte. Ein spukhafter Ort, der ein ungelöstes Geheimnis bindet. Die Gräser und die Linden sind wissend und sind es voll geheimen Entsetzens. Aber die Gipfel der Schauer sperren sich wie verwitterte Totenschädel aus den Kreuzen. Sie sind aus Gräbern gewachsenes Grauen. Menschen und Tiere fürchten insgeheim diese Stätte. Zwei Mordkreuze, die Totenmale zweier feindlicher Brüder, die sich hier in zorniger Stunde trafen und kämpfend erschlugen.

„Drüben auf dem Waldberge, auf den Rist der Höhe gehoben, das versteinte höckende Weib. Eine titanische Gebärde mit leidenschaftlichen Schrecken. Eine in die Lüfte geisternde graue Riesin, deren Züge und Umrisse verwischt sind. Die alte Sage, die heute noch schwach fortlebt, hat die Kraft des letzten, verzweifelt aufbäumenden niedersächsischen Heidentums. Nichts ist ihr klein. Die Götter und das Menschliche wachsen bei ihr von der Erde bis in die Wolken. Dieser Stein war eine sächsische Priesterstochter, die die Liebe des Hünen vom Berge verschmähte. Wotan, der Ullerbarmer, wandelte die fliehende zum Felsen. Von jenen großen Zeiten ist nichts übrig als dieses steinerne Wunderbild. Wo ist der zauberkräftige Wotan? Wo sind die Blitze schmetternden Götter des Walhalls? Der Wald, die Lüfte geben keine Antwort . . . aber allnächtlich kommt der Geisterkönig. Er naht als Nebelschwaden und küßt zart und inbrünstig die kalte Stirn seines steinernen Weibes . . .

„Zu führen der schmerzvoll geborenen Tochter der Mutter Erde raunt der Hochwald und lächeln grüne Zauberwiesen. Und durch schwarze Wipfel blickt man in das Münsterland, das ein Paradies ist mit Wiesen und Baumgruppen, die sich mit gartenhafter Regelmäßigkeit abwechseln. Es ist das Paradies Westfalens, in dem die Leute geborgen leben und nichts von der Welt wissen und wissen wollen, da sie im Paradiese leben. Neid der Weltkinder erregendes Land selbstzufriedenen Glücks. In den taufrischen Kamps weiden übermüdig schnaufende Rosse und auf grünem Plan und unter dem weichen Blättergelock leise wehender Linden sind lieblich hingestellte Westfalenhäuslein. Weiß mit schwarzem Fachwerk und moosbetupftem

Ziegeldach. UnfÄglich spielzeughaft sind die Häuslein. Durch die Brombeerhecken und Baumschatten am Berge aber huschen schleichend der Faun und die Waldnymphe.

Ein Stündlein weiter hat ein poetischer Gesell breite Häuser mit rechtwinklig gefästetem Balkenwerk sein gerade auf den Bergfamm gesetzt. Daz sie behäbig stehen, ruhig da und dorthin gewendet, daß keinerlei vorlautes Wesen und Naseweisheit in ihnen ist und die Kirche einen trotz seiner Dicke geschickten Turm hat, verrät, daß dieser Poet nur ein Westfale gewesen sein kann. Die Bäume um die Häuser sind grüne, volle Blättersträuße. Dies Tecklenburg ist ewig sonntäglich aufgeräumt, ewig atmende Frische und Duft von Rosen und Linden. An dem oberen Stadttor stehen die Häuser beieinander wie die Wände einer Stube. Man könnte Tische und Stühle auf das Straßenpflaster stellen und eine Lampe auf den Tisch, so sauber, heimelig und so geborgen ist dieser Winkel am Tor.

Die kleinen Städte des Münsterlandes, so auch Bevergern, sind ruhvolle Schwere. Sie zwingen den cholerischsten Menschen zum phlegmatischen Philosophen. Das Gesicht der Häuser haftet gewöhnlich an der Erde, und wo die Giebel sich höher recken, sind sie meist etwas nach vorn geneigt und schauen ihrem Gegenüber in die Augen. Hinauf in den Himmel blickt kaum eins. Ihr Wesen ist wie das der Menschen, nach innen gekehrte Beschauslichkeit. Aber eben das gibt ihnen den Wert. Ihr reines Gewand mit den feingliedrig durchbrochenen Oberlichtern an den Rokotüren und den grünen Läden an den milchweissen Fensterkreuzen macht sie schmuckhaft wie Puppenstuben. Sie kennen keine Geheimnistuerei. Sie können nicht schauspielern und stehen geradenblks und geradenwegs an den Straßen, die rechtwinklig und breit sind und in denen die schweren Linden mit schiefen Stämmen die Gassenbreite füllen. Ohne Ziererei steht ein Haus neben dem andern, breitfüzig und frischfarbig. Ohne Falsch sind sie und sind sich und ihresgleichen genug, wollen nichts von der Welt draußen wissen, in die hinein die Wallhecken ohnedies schon zu sehen hindern. So sind sie einander zugekehrt und ihre ganze Innerslichkeit gilt nur ihresgleichen. Und da die Straßen und Gassen voll solcher Häuser sind, so sind die ersten wie große Stuben oder bauernhafte Säle.

Am Kanal, der bei Bevergern vorüber nach Norden zieht, steht die Zeit und wartet. Die blassen Blumen schauen lächelnd zu dem auf, der verwundert an die helle Frische des Wassers tritt. O du herrliche Zeit! Hier kann man dir in deine Augen schauen und dein Blick weicht dem unsern nicht aus! Was mit den Blumen kost, sind Wind und Schmetterlinge und kleine Elfen. Die großen und kleinen Teufel der Unruhe haben in dieser Straße der ruhereichen Stunden keine Statt. Die Wälder und die Wolken und zwischen ihnen das Wasser sind ineinander verwachsen, sind eins. Ich will zu ihnen gehören und strecke mich ins Reich der Schmetterlinge und Blumenelfen und des mit den und jenen Halmen spielenden Windes und bin ganz wie alles um mich her Zeit, geruhsame Zeit. Und ich freue mich über die buntbemalten hölzernen Schleppfähne aus Friesland und den holländischen Wassern und wundere mich gar nicht. Denn es ist eins, ob sie ruhig am Strande liegen oder von den Wassern getragen hinziehen. Ob sie ruhen oder gleiten, die Zeit sitzt immer an ihrem Steuerruder und die Teufel der Unruhe weisen nicht bei ihnen.



Es ist keine Einbildung, daß alten Städten eine geheimnisvolle Größe eigen ist, die emporzieht und feierlich stimmt und gegen die die neuen Städte läufig klein und flach sind. Wem das nicht bewußt ist, sieht auch in Münster nichts als eine schmuckhafte neuere Stadt mit einer Anzahl alter, vorzüglicher Bauten und betrachtet diese mit demselben Aufmerken etwa, mit dem man einen seltenen Käfer, einen vergilbten Pergamentdruck oder eine in-

dianische Kinderwiege beäugt. Wer aber die Städte zu erleben weiß, wer, wenn er sie betritt, mit ihnen zusammenwächst, in ihnen aufgeht, sieht in Münster etwas erschütternd Großartiges. Der sieht die unsichtbare Stadt, die mit einem Dutzend eng beisammenstehenden Türmen die Wolken durchbohrt und mit ihren Spitzen in den Himmelssaal ragt. Ihr Grund ist purpurnes Blut und ihr Hintergrund die Goldgloriole eines Heiligen Scheins. Ihre Häuser sind edel, ihre Kirchen sind Berge voller Kunst und seltsamer Besonderheiten.

Man rühmt das Münster des 18. Jahrhunderts, die Bautätigkeit unter Fürstbischof Clemens August und seinem Baumeister Schlaun. Es war eine achtenswerte Kunst, eine Kunst so elegant und verbindlich wie galante Gesellschaftssprache. Aber auch so wenig kraftverbrauchend, so äußerlich brillant bleibend und nicht das Innere ergreifend, nicht aufrüttelnd wie diese. Das Münster, das Wert hat, weil es starkes Leben war, ist das des Domes, der Lambertikirche und der Überwasserkirche und des Rathauses. O Gott, was für Starke waren jene, die diese Bauten türmten! Und woher dies bis ins Subtilste abgetönte Gleichgewicht des Seelischen? Das Rathaus ist die Offenbarung eines unübertroffenen Geschmacks. Es ist das gotische Kleinodium Westfalens. Ein Barren Gold, so schwer wie dieses Rathaus, ist weniger wert als dieser Bau; denn schlichtweg, er ist unbezahlbar. Solche Kunst kann man nicht in Regeln und Rezepte fassen. Sie ist aus dem Gefühl einer glücklichen Stunde heraus geboren. Sie ist geoffenbare und im rechten Augenblick festgehaltene Seele. Man könnte von Anklängen an arabische, andalusische, iranische Bauten sprechen. Wenn man es tut, bezeugt man damit letzten Endes nur die Kostbarkeit des Baues. Denn es ist unbewußte Seelenverwandtschaft mit den besten Künstlern, die dem Schmuckhaften je Gestalt gegeben haben. Unstreitig ist das barocke Weinhaus daneben nett, und doch wie verwildert! Seine Schnörkel und Fialen sind unbewußt buddhistisch. Welche Herrlichkeit gegen ihn ist der große Nachbar, der ein aufgetanes Herz voller Seele ist!

Die Lambertikirche ist ein riesenhafter Reliquienschrein, der Dom, Überwasser und Ludgeri dasselbe in immer abgeschwächterem Grade. Aber überall ist es ein herkulisch Spiel mit Massen und Zieraten. Sie werden durcheinander geworfen, verschlungen, gekreuzt, mit der Behutsamkeit der Fingerspitzen werden die Fialen in die Höhe gelockt, höher, immer höher, bis alles vollendet ist, absonderlich und mit der selbstbewußten Art einer geschmückten Schönheit sich hinstellend und bewundern lassend.

O und die beiden Kampanile von Überwasser und Ludgeri! Der erste ist ein hoher Turmfels, dem die Schönheit aus allen Poren gebrochen ist. Seine Schönheit

ist spanisch. Er könnte ein Turm der Kathedrale zu Burgos, Barcelona oder Valencia sein. Seine Schönheit stellt sich sogar neben die der maurischen Giralda in Sevilla. Er ist ihr gekrönter Bruder, und sein Haupt hat den Ausdruck eines zornblickenden Königs im Märchen. Warum hat dieser Turm noch keine Sage? Ist er nicht ein zauberhafter König? Dem Turm von Ludgeri rettet der obere Teil die Schönheit des Ganzen. Eine hohe, gotische Laterne, an der die Pfeiler das Unwesentliche, die hohen Fenster, ihr Maßwerk und die zarte Krone das in die Augen fallende sind. Man kann glauben, daß das Ganze mehr von unsichtbaren Händen gehoben, als von den Pfeilern getragen wird. Es ist ein Baldachin, würdig eines Gottes. Wenn doch nie jemandem der jämmerliche Gedanke käme, diesen Kampanilen Turmspitzen aufzusetzen!

Der Dom ist eine wunderbare Höhle, die wunderbarste, die Westfalen aufzuweisen hat. Die Gewölbe und Gurte schießen mit einer Energie sondergleichen in die Kreuz und Quere, und die Gewölbeöffnungen spannen sich mit unerhörter Kraft aneinander. Die rauen Wände sind geglättet und funkeln in Gold und farbigen Mosaiken, und Wundergestalten stehen rund an den Wänden und Pfeilern und schauen von Decken und Brüstungen. Es ist eine düstere winkelreiche Höhle des Himmels. Nacht versteckt sich in den Ecken, und Sonne brennt magisch blau oder grün auf bewegten Marmorelliefs und faltenreichen Vorhängen. Der Dinge im Dom sind viele und wertvolle. Aber es ist schon Genuß, umherzuwandern, ohne sie im einzelnen zu beachten und nur den über uns fallenden und in die Höhe springenden Druck der Räume, der miteinander ringenden Riesengewölbe zu beobachten und zu verfolgen. Man staunt und verwundert sich, wie solch zyklopische Himmelshöhle, düsterschön und düsterprächtig, in dieser Welt von grünfriedlichen Wallhecken und stillen Bauernschaften erstehen konnte. Denn es ist eine Halle, deren Zauber in Deutschland kein anderer Bau besitzt. Es lebt Geist vom Geiste der goldenen Mosaikhöhle San Marcos zu Venedig in diesem münsterländischen Dom. Sonderbar, daß es scheint, als hätten sich die Künste des Südens in dieser Stadt ein Stelldichein gegeben. Sollte es der Fall sein, ich zweifle jedoch daran und halte es für allgemeine Unterströmungen echtkünstlerischen Empfindens, so ist doch die Kunst in Münster nicht nachbeterisch. Aber sie hat sich von der Schwere des bodenständigen Bauernritums befreit, und wenn sie auch mit Bergeschwere den Boden drückt und ihre Türme wie Posaunenstöße sind, so ist doch selbst im zyklischen Dom viel weltmännische Feinheit mit hineingebaut.

Der Friedenssaal ist, obwohl in ihm nur der holländisch-spanische Friede, nicht der allgemeine von 1648 geschlossen wurde, urlebendige Geschichte. Sobald man ihn, der zu ebener Erde liegt, betritt, weichen die letzten drei Jahrhunderte. Zu den hohen Fenstern scheint, je nach dem Tage, holländische Luftstimmung herein oder die Sonne tritt schweigend helleuchtenden Gesichts in den Saal. Die bleigefassten Fenster malen sich dann auf den grauen Fliesen ab. Die drallen, schweren Lederpolster liegen auf den Wand- und Fensterbänken. Indem man sie greift, berührt man die Zeit des Tycho de Brahe und Copernicus, die bei aller Herrenvornehmheit derb und nicht verwöhnt war. Das Geschränk hinter dem Tische, die Türen, die Wandverkleidungen und Deckengebälke sind von ausgeprägter Gediegenheit. Alles trägt den Stempel hoher Eigenkultur, und man seufzt, wenn man an die Unsicherheit der Kunst unserer Tage denkt.

Der Kamin an der gegenüberliegenden Schmalseite ist überfüllt mit Leben. Man findet es unbegreiflich, daß die Figuren den Kamin nicht längst schon mit sich

fortgeschleppt haben. Ohne unklar zu sein, ist dieses Werk doch in seinen widersprechenden Formen und Bildern nur ein Denkmal des Niedergangs der deutschen Kunst, ein echtes Kind seiner humanistischen Zeit mit ihrer Heiden- und Christentum nebeneinander verdaulenden Denkweise. Sie steht mit ihrem zusammengedrückten Kram von Kartuschen, Säulchen, Konsolen, Löwen, Hermen, Göttern und biblischen Menschen noch unter mancher sonderbaren Geburt des Spätbarocks. Die Kanzel in der Franziskanerkirche, ein von einer Eiche umrankter felsblock, zeigt in ihrer Einfalt wenigstens Einheitlichkeit im Gedanken und geschmackvolle Kraft in der naturalistischen Lösung der Aufgabe.

Man ist vielfach noch in dem Wahn gefangen, daß die Renaissance größeren Wert habe als das Barock. Schon allein die Leidenschaftlichkeit des Gefühls barocker Werke hebt diese über sehr viele Schöpfungen der Renaissance. Die Kunst der Altäre in der Jesuitenkirche zu Coesfeld ist ein blendender Redner zugunsten des Barocks. Man staunt über den Reichtum der Phantasie und die Ausführung des Einzelnen. Und selbst dort, wo etwa in Füllungen von Säulensockeln die Formen gedrängt aus den Rahmen quellen und kaum Platz finden, ist es das Gefühl leidenschaftlicher Kraft, das alles, selbst das Unmöglichste, wie Wappen, Krone, Krummstab und andere beigefügte tote Dinge bindet und wie aus einem Jubelschrei heraus geschaffen erscheinen läßt. Und welche Ruhe bei aller Kraft, und welche Kraft in der Ruhe! Nur eins noch: Die Überkleidung der gedrehten Säulen am Hochaltar derselben Kirche. Diese Ranken, Trauben und Engelchen sind wundersame Lyrik, und indem sie die Säulen tändelnd überkleiden, werden diese selbst zu Gedichten. Solche Kunst ist wahrhaft den erlebsten Schöpfungen anderer Jahrhunderte ebenbürtig.

Sie darf sich auch neben das märchenhafte Portal der Jakobikirche in Coesfeld stellen, trotzdem dieses seinesgleichen nirgends in Westfalen und weit darüber hinaus hat. Zu einem andern Gottes als dem des Barocks öffnet diese alte Pforte ihren Kleeblattbogen. Ihre wie die Schuppen einer Schlangenhaut gewürfelten Säulenleiber in bonbonierenhafter Buntheit drängen sich gleich Körpern der Gläubigen, die gekommen sind, um zu Allah, dem Einzigen, zu beten. Dies Portal würde kaum verwundern machen, wenn es in Cordoba, Kairuan oder Isfahan den Eingang einer Moschee bildete, so deutlich arabisch-iranisch reden die Arabesken der schmalen Säulenwülste. Man sieht, der Gott, zu dem dieses Portal hinführt, ist noch ganz der orientalische, noch nicht, wie schon ein Jahrhundert später, der westfälische, der durch den hageren Kruzifixus in der Lambertikirche seine Wunder wirkt.

★

Am gotischen Gestühl in der Karthause bei Dülmen lächelt vergnügt der Evangelist Markus. Er sitzt auf einem Vorsprung der Gestühlwange, und über dem Glanz seines kahlen Schädels dacht ein gotischer Turmspitz. Ihm zu Füßen kauert sein geflügelter Löwe, und schwere Weinblätter kleben an dem Holz des Gestühls. Hier wie in Coesfelds Jesuitenkirche ist es die gleiche Meisterschaft des Könnens, nur ein verschiedener Ausdruck. In der gotischen Karthause ist die Sprache gedrungen, ausgeprägt, und schwere Symbolik thront über den Blattschnörkeln der Wimpergen. Die Seele hüllt sich hier in Mäntel und sucht den Himmel und alle seine Heiligen in sich. In Coesfelds taghellem barockem Raumkubus aber jaucht die Seele uneingeengt, und der Himmel, der nicht unten ist, sondern oben, wo die Sterne über den Wolkenschiffen schimmern, wimmelt von musizierenden Engeln und fröhlichen Heiligen.

Ein kleines versponnenes Wunder ist die Karthause. Ihren lächelnden Markus mit dem dürftigen Körperlein und dem Schneidergesichtchen unter dem großen Schädel vergibt man nicht, wenn man ihn einmal gesehen hat. Ebenso wenig das Gitter im Langhaus. Welche Schmiedehand mag dieses Poem geschaffen haben? Seine Ranken sind leicht wie die Gedanken in einem Höltyschen Frühlingslied. In Deutschland kommt ihm nur das große Prachtgitter der Chorschranke im Würzburger Dome gleich!

\*

Der münsterländer Adel lebt in dem grünen Lande ein Amphibienleben. Seine grauen Häuser sind ebensoviele seltsame Blumen, die aus Teichwässern aufragen. Sie haben den Zauber, den Wasserburgen immer an sich tragen. Randvoll, ohne einen Fußbreit Ufersaum steigt das Gemäuer und Getürm aus den blanken Flächen. Überall findet man wohl einen Turm und im Halb- oder Dreiviertelkreis sich schließende Häuser und das freie Stück umfaßt von einer Mauer, die den Blick in den Hof verwehrt. Aber nicht ein Bau ist dem andern gleich. Sie sind alle voll reizender Varianten und immer malerisch.

Haus Vischering ist das burgenhafteste aller dieser steinernen Teichblumen. Der Turm fast zu schmächtig, aber die schmucklosen Häuser so ineinandergeschachtelt, gebogen und mit Anbauten und Erkern behangen, daß man alles für eine mittelalterliche Vision halten kann. Wer ein Maler ist und sie nicht malt, wenn er sie sieht, ist ein elender Schmierant, und hätte er auch tausend Gemälde gemalt. Und wer ein Dichter sein will und bei ihrem Anblick zu keinem flirrenden Lied oder zum wenigsten zu einer gruseligen Ballade übermannt wird, der ist nur ein armseliger Tropf und Verseschmied. Denn dies Haus im Wasser stroht von lieblichen Mären und tollen Balladenschauern, und aus jedem Fenster guckt ein Spuk oder eine Romanze von verliebten Mägdelein und Junkern. Unten, das Pförtchen am Wasser, ein Kahn liegt dabei, reizt zur Entführung, und wenn irgend je das alte Gehäuse entführenswerte Reize geborgen hat, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß diese Tür geheimen Liebesdienst schon versehen hat.

Schloß Gemen bei Borken und auch Haus Bodelschwingh sind nicht mehr solche Romanziaden. Aus ihren großen Fenstern schaut weder Spuk noch Märchen. Nur vornehmes Herrentum der Renaissance. Aber wundersam sind auch sie, weil sie wie ein Rätsel der Schönheit, der faßbaren Wirklichkeit entrückt, aus der Mitte einer großen Wasserfläche aufwachsen.

Was hier in seinen Anfängen aus den zermürbten Ritterhäusern knospenhaft sich uns entgegenstellt, ist in Nordkirchen zur außerordentlichen Pracht entfaltet. In dem Bauernlande, auf dessen Waldwipfeln die Einsamkeit lastet, ist dieses hellrote Schloß und seine marmornen Terrassen im Wasser eine methöre Überraschung. Es ist die kühle, holländische Art der Schloßbauten des Laurenz Pictorius, die mit der Himbeerröte ihrer Ziegeln und den weißen Fensterkreuzen wie den glatten Marmorbalustraden mehr ein platonischer Wohlklang in der Landschaft ist. Man vernimmt ihn, ohne daß er sich ins Herz schmeichelt. Die Pracht dieses westfälischen Versailles ist großzügig, aber kühl. Parfumenschlossene Vornehmheit, die jetzt, wo sie von einem leisen Beginn des Verfalls ergriffen ist, besonders in der goldgrünen Herbstpracht des Parks, bestenfalls melancholisch wirkt. Geräumige, leere Rasenflächen, darauf verblühende Rosenrondelle, unter dunklen Hecken ehemalig flammeante Gartenhäuschen und aus golden und rot lebenden Blätterteppichen aufscheinende marmor-

nackte Götterleiber. Um das Schloß ein unendlich großer Wasserspiegel mit vereinigten marmornen Rampen und Bänken und traumhaft in die Wasser hineingebauten Lustgärten. Aber es fehlen die bewimpelten Nachen mit den im Wasser nachschleifenden Teppichen und Blumenfränzen und die gepuderten Damen und Herren in Puderperücken, die in solchen Nachen Lustfahren. Ein Bischof hat dieses Versailles in die Einöde gezaubert. Der Zauber hielt nicht stand. Das Leben ist verweht, nur die Steine und die totenstillen Parkwege blieben. Der heutige Herr des Hauses verbirgt sich irgendwo in einem der verwirrend vielen Zimmer, die prunkvoll prächtig sind. Die Marmorrampen sehen keine festliche Gesellschaft mehr in bunte Nachen steigen...



In der Kirche zu Lüdinghausen hat der Münsterländer sich selbst und Europa übertroffen. Die beiden letzten Säulen im Langhause sind ohne Beispiel. Mit ihren mehr als sieben Metern Umfang stellen sie alle Säulen Europas, auch jene zu Girgenti, Segesta, Athen und sogar im syrischen Baalbek in den Schatten. Keine Säulenschöpfung der Griechen und Römer erreicht die Dicke dieser beiden Münsterländer. Die Trajanssäule in Rom und die Vendôme-Säule in Paris haben zwar noch größeren

Umfang, doch sind sie nur gehöhlte Säulentürme. So finden die im Münsterlande verborgenen Unbekannten erst in den Mammuthäulen des Ammontempels zu Karnak am Nil ihre Meister.

Es ist, als fänden Wunder im Münsterlande das beste Versteck. Ein Schloß, das zu den umfangreichsten Gebäuden Deutschlands gehört und nicht einmal in Westfalen als solches bekannt ist, ein Gitter, das in seinem Duft nur noch ein einziges ebenbürtiges Gegenstück in deutschen Landen besitzt, zwei Säulen, die nur im gewaltigsten Tempel der größten Kulturzeit der Erde etwas ihrer Außerordentlichkeit ähnliches finden! Man kann das Gestühl in der Kirche zu Cappenberg, wenn es auch nicht einzig dasteht, gleichfalls zu den großen Seltenheiten rechnen. Die Füllungen seiner Rückwände und die Bekrönungen sind feindurchbrochen wie Brabanter Spitzen. Ihre Kunst erinnert an die Dornen- und Rosenranken des süddeutschen Meisters Syrlin, des wundervollsten seiner Art. Die Untiere und das unflätige Satansgeschmeiß auf den Armlehnen des Gestühls aber sind Humor, der das Lachen unterdrückt, da die Achtung vor der Kunst es nicht aufkommen läßt. Es sind kostbare Dinge, die zwischen den weiten Kuttenärmeln der Mönche, die man sich bei ihnen sitzend denken muß, grinsen und unmanierliche Posse reißen. Auf gedrehten dünnen Säulchen und zwischen kirchenschönen Öffnungen der Seitenwände des Gestühls aber stehen fromme Heilige mit sorglich gekämmt Haarschöpfen.



Von ähnlicher Art sind die Heiligen und Unheiligen an dem Gestühl in St. Marien und auch in St. Reinoldi zu Dortmund, nur daß das Gestühl selbst nicht ganz so reich und fein geschmückt ist als das zu Cappenberg. Das fischichwänzige, sich im Metallspiegel beschauende Weibchen unter einem der Sitze im Chor zu St. Marien ist so lieb- reizend, daß man sich über den Freimut des gotischen Meisters wundert und freut. Das Geringel der Haarwellen gibt dem anmutigen Geschöpf die rechte Märchenfeinheit. Der Meister hat nicht alles gut getroffen, und auch bei dem aus dem Fasse trinkenden Manne sind die Glieder stümperhaft. Aber dieser den letzten Tropfen aus dem Fasse ziehende Trinker (es soll doch nicht etwa ein boshaftes Symbol für Dortmund sein?) ist wie das Seeweibchen und andere reizend gestaltete Schwächen der Menschen gleich einem kleinen, harmlos spöttischen Wort aus alten Tagen.

Der Bilderschnitzer der Figuren im Chor zu Reinoldi ist gewandter. Die kleine Seemazone mit dem Schild und dem krummen Schwert ist famos in ihrem fischiigen Aufbäumen. Nur daß dieses Figürchen wie auch die hübsche Gruppe des auf einem Hunde reitenden Knaben stark abgegriffen ist. Die Kanzel des alten Kirchleins in Hückarde zeigt neben der häufig vorkommenden Predigt des Fuchses an die Gänse ein seltenes und phantastievolleres Bild der herrschenden Leidenschaften. Ein schlafender Jäger hat sich von zwei Hunden überwältigen lassen und wird von ihnen, die des Jägers Speer und Hifthorn tragen, an einer Stange fortgeschleppt. Die Art, wie ein sonderbar rankender Baum mit Blättern und traubenartigen Früchten als Hintergrund und Stütze des Rahmens benutzt ist, wirkt sehr ansprechend.

Huckarde hat die älteste Glocke Westfalens. Ihrer Form nach, ein in die Länge gezogener Stahlhelm mit einfachen gerundeten Eisenschlingen als Krone, stammt sie aus dem 13., spätestens dem Anfang des 14. Jahrhunderts. In dem nahen Brakel hängt ein prächtiges Gegenstück zu dieser Glocke aller Glocken Westfalens. Sie hat die Gestalt der 400 Jahre jüngeren Bronzetöchter, ist aber westfälischer als ihre schmächtige Ahnfrau. Denn sie hat die unverwüstliche Kraft des Bodens, über den sie ihre Töne hinrauscht und der Menschen, die sie gegossen und getauft haben. Ihr Leib ist in jedem Zoll tönenendes Erz, und es bedarf nur eines leisen Klopfens an ihrem edelgrünen Mantel, um ein angenehmes Summen zu vernehmen. Sie ist Gesang, auch wenn sie schweigt, denn schon ihr Anblick ist Ton. Ihr Leib und ihre Stirn sind von Raukenbändern umfangen und zwischen den Ringlinien, die ihre Brust umschließen, tritt stark geprägte Schrift hervor, steif und aufrecht. Am stärksten der Glockenname selber, der zuoberst unter dem Stirnbande aus dem Dunkel der Glockenstube sich hebt: DIE BRAKELISCH BAUR KLOCKE.

Dortmunds Kirchen sind rauhe Schalen mit süßen Kernen. Ihr Äußeres ist unscheinbar wie Feldgestein, ihr Inneres an Weihe reich. Wer zu Reinoldis Chor hinaufsteigt, tut es mit leisem Schritt. Des Mittelalters gotische Süße wohnt sichtbar zwischen den teppichbunten Glasfenstern. Der Altar breitet segnend die Arme, und seine Brust, die das große Geheimnis des Christentums umschließt, ist ganz geöffnet. Aber die Weihe und die Heiligen, die von den Wänden schauen, sind vereinsamt. Der farbenfrohe Inhalt, das festliche, weihrauchdurchwölkte Getriebe fehlt zum bunten Rahmen. Es fehlt die Freude mittelalterlicher Menschen, die Freude, die bis zum himmelsheiteren Übermut sich steigerte, wenn zur Weihnachtszeit die Patrizierfrauen in den weitärmeligen Brokatkleidern und die stattlichen Jungfräulein in den um die Hüften sich bauschenden reichen Röcken und dem kokett zurückgebogenen Mieder die Kindleinwiege im Chor in Schwung setzten und mit lachenden Gesichtern Alt und Jung zum Rhythmus der schwingenden Wiege des Gottkinderes sangen: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh; unsers Herzens Wonne liegt in praesepio und leuchtet als die Sonne matris in gremio, Alpha et O.“

Man lebte sein Christentum wie das bürgerliche Leben, stark, herzig, mit viel harmlosem Überglauen und wenig überlegten Dästernissen. Reinoldis Taufkünte und Adlerpult weisen den Geist ihrer Zeit. Der Stoff ist gut, die Arbeit gediegen, der Ernst der Darstellung selten ohne eine Beimischung von Schalkstum. Die zusammengequetschten Löwentierchen, auf denen die gewichtige Künte ruht, sind mit ihren mopsigen Schnäuzchen ebenso drollig wie die zu Füßen des Adlerpultes. Hier haben



sie dieselben Pausbäckchen, nur tragen sie leichter ihre Last und sind noch possierlicher mit ihren hohen Stirnen und den kurzen Leiberchen.

In St. Marien pressen romanische Steinmassen, Bogen und Säulen den Raum zur beengten Halle. An ihrer hohen Wand hängt eine Orgel, deren Balkon und Gehäuse mit wunderlich verwirktem Linienschmuckwerk überkleidet sind. Im Chore der Kirche lagern Nacht und Dämmerung stets nebeneinander. Die boshaft Kleine Gestaltenwelt des Gestühls fühlt sich wohl im Schutze der beiden dunklen Schwestern. Grau huscht das Licht über die Grabsteine der Taufkapelle. Die rechte Stimmung für die eng beisammenliegenden Steine der alten Dortmunder Ratsfamilien mit den krabbenartigen Wappen. Der letzte Lazarus der Vornehmen, nachdem sie an den Ort des schweigenden Moderns hinabstiegen. Gegenüber blickt, ein wenig verlassen und ungeschickt feierlich auf einem Stuhle thronend, ein hölzern harter Gottvater vor sich nieder. Er löst sich nicht aus den alten überlieferten Darstellungsweisen, ist aber immerhin ein tüchtiges und zudem das beste Holzbildwerk in Dortmunds Kirchen.

Die alte Dominikanerkirche ist ein mittelalterlicher Festsaal, eine Gralshalle für die Mysterien des Katholizismus. Unter den Dingen, die an den Wänden und Pfeilern ihren Platz haben, sind einige von Wert. Das auffallendste ist das aus hundert Zierden zusammengewachsene Sakramentshaus, nächst dem von Adam Krafft in Nürnbergs Lorenzkirche wohl das beste in deutschen Gauen. Wenn Spitzbogen, Fialen und dornenartige Streberanken überhaupt eine Sprache besitzen, so haben sie eine solche in diesem Werke. Aber diese Sprache ist hier mehr, sie ist Musik. Denn es ist ein Schwellen in vollen Alkordtönen im unteren Teil und ein plötzliches, aufjubelnd helles Hinaufslingen und Verschwingen in den höchsten Höhen.

St. Petris Stolz ist der siebenflügelige Altar, das goldene Wunder Dortmunds. Seine dreißig Bildkammern sind ebensoviel Herzkammern mittelalterlich christlichen Gefühlslebens. Es sind von Blutwärme durchpulste Kostbarkeiten, über die sich schützende Gittergespinste wie Goldnetze legen. Wundervoll ist die Lebendigkeit dieses Werks. Der obere Umriss ein Auf und Nieder gleich ruhigen Atemzügen. In der gedrängten Bilderfülle aber eine Bewegung von beiden Seiten nach der Mitte. Bei den unteren Gefachen nur in der bildlichen Bedeutung zu bemerken, in der dritten Oberreihe aber schon durch die Wölbung der oberen Rahmenleiste betont, das Ganze von unten und den Seiten herauf gipfeln in dem oberen Bilde, dem großen Mirakel der Welterlösung. Christus in der Menschlichkeit entrückter, schwundelnder Höhe am Kreuze schwabend. Unter ihm das Gewimmel des Lebens in den goldenen Herzkammern des Altars, deren Sinn in dem sterbenden Menschenleid hoch droben am Kreuze sich zusammenfindet.

\*

Im nahen Hörde ist in die Wand der neuen katholischen Kirche ein aus der alten Stiftskirche herrührender Grabstein für einen Grafen Dietrich von der Mark eingelassen. Er ist der Erwähnung wert, denn er zeigt den Toten mit Anstand wieder gegeben, und die Tragik des Verwesens, für die der Grabstein die Marke bildet, ist durch keine lächerlichen Beigaben gestört. Die Engel zu Häupten, die Wappen und Helm halten, sind schön in ihren mädchenhaft weichen Formen und den starken Flügeln. Der Tote selber hat in seinem derbgesunden Antlitz, es könnte das eines Geistlichen sein, ein feines Lächeln. Es ist nicht leicht, die würdige Pose für einen Verstorbenen zu finden. Hier ist das Vornehme mit dem Schlichten glücklich vereint. Man kann das Gesicht, das mit guter Technik vollendet ist, mit Gefallen betrachten.

Es ist der Sterbende, der sich in den Himmel hineinschläft, von dem er träumte. Tote sind immer wissend. Sie haben bereits hinter den Vorhang geschaudert, der immer vor unsrigen Augen hängt. Und daher ist das Lächeln im Gesicht des Toten merkwürdig anziehend, bannend, unfaßbar, unausdenkbar. Denn es ist erfülltes Wissen, das uns versagt bleibt, bis der letzte Atemzug von uns getan ist.

\*



Soest ist friedliches Verweilen. Kein hastiges, wie im feuerumlohten Steinbäuermeer von Dortmund und kein phantastisches Hinauffeihern der Türme und Gedanken aus der Enge der grünen Wallhecken wie in Münster. In Soest sind die Gassen wie im sonntäglichen Spazieren und Plaudern auf die Stelle gebannte Bürger. Die Giebelköpfe sind Häupter freundlicher Matronen und Altersleute, um deren Hüften schmale, aber goldblinkende Gürtel sich spannen.

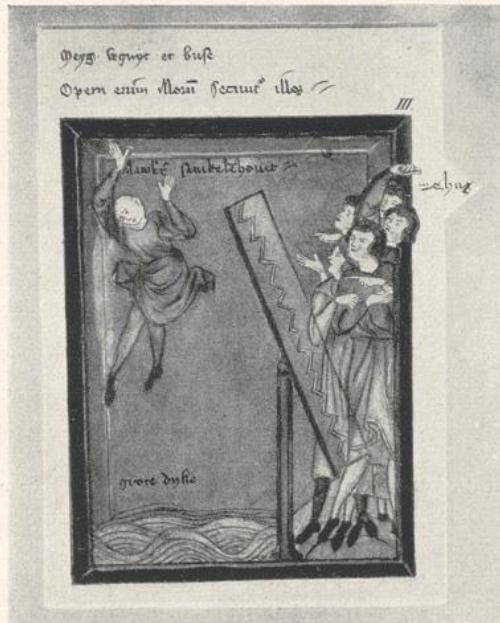
Zum großen Teich treten Häuser und Gärten und lehnen ins Wasser hinein, das in jede Bucht zwischen den Häusern dringt. Es hat den Anschein, als ständen Häuser und Gärten auf einem Spiegel. Und mit ihnen die Wiesenkirche, deren grünlicher Stein von der Luft blau überschleiert ist. Die Farbenschönheit und das Zittern des Wassers ist hexenhaft. Es mag daher kommen, daß der Teich seine besondere Geschichte hat und die vielen Hexen und Diebe, die man Jahrhunderte hindurch hier ins Wasser wippte, ihm das Schreckhaftzauberische gegeben haben.

Soest ist eins der sieben großen Wunder Westfalens. Obwohl ihm viel geraubt worden ist, so ist es doch noch unendlich reich, und seine Schätze spotten aller Bewunderung. Der Giebel des romanischen Hauses mit seinen Säulenpaaren in den drei Fenstern ist eines der ältesten Prachtstücke. Sein Staffelrand paßt zu der Rauheit des Quadersteins, und nichts kann besser die Klingende Seele der Fenster uns entgegenheben als eben auch die Rauheit der Wand. Das Osthoventor ist dagegen ein hessisches Bautenstück auf westfälischem Boden. An seiner scharfen Kante hängen Laternenerker, in deren flaschengrünen Scheiben das helle Goldfeuer der Sonnenstrahlen und das wesenlose Mondblau, dieses Geisterlicht einer andern Welt, sich gleich gern verfangen. Es wäre manches an dem Turme auszusehen. Aber ich will durch kleine Kritteleien nicht die Freude am Ganzen schmälern.

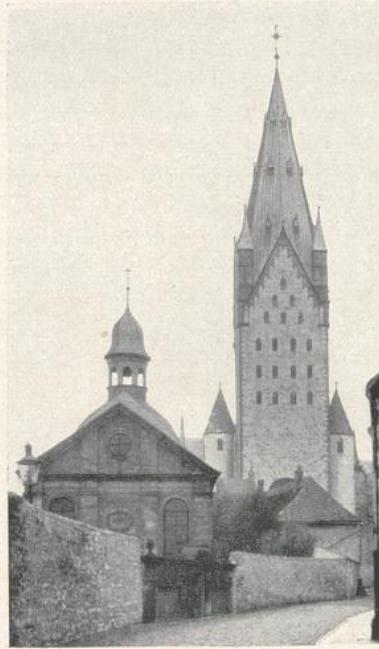
Den Fuß des hohen Patrokliturm, der westfälischeste aller Türme im Lande der roten Erde, umfaßt ein Loggienbau. Man müßte alle Jahre zwölftmal feierlich von den Türmen Westfalens die Wunder des Landes mit Trompetenstoßen verkünden, damit alle jene, die selbst durch Wunder nicht aus ihrer Ruhe zu wecken sind, durch die immerwährende Wiederholung endlich aufmerksam werden. Soest allein steckt voller Herrlichkeiten, die des Verkündens wert sind. Seine Altargemälde sind einziger Art, sein byzantinisches Deckenbild in Maria zur Höhe ist es desgleichen, die von Wiesenduft durchgrünte Kirche Maria zur Wiesen nicht minder. Von all

diesem ein andermal. Hier nur das baulich Kostbarste, die Loggia am Turme von St. Patroklos. Es ist die Architektur mittelitalienischer Stadtpaläste. Aber sie hat nicht den sonnentrunkenen hellen Glanz des Südens. Es ist der trocken grüne Ton des Mergelsteins aus den umliegenden Hügeln und die schmucklose Sprechweise der westfälischen Erde. Aber gerade dieser aus der glatten Steinwand brechende westfälische Impuls macht die Bewunderung sprachlos. Es ist bauliche Vollendung, die in Westfalen nirgends übertroffen wird. Die oberen Fenster und die unteren Arkadenöffnungen sind wie ewige Harmonien, so einfach und verständlich, daß man es fast keine Kunst mehr nennen möchte. Aber es ist die Einfachheit, die die Kristallisation des Schönen bedeutet, die gewollte Einfachheit des reichen Geistes. Nirgends ist ein Miztlang wahrnehmbar. Man könnte über die Einfachaltung der Triforien unter den drei Fenstern rechten. Ich überlasse es den Fachleuten. Dem, der die Schönheit dankbar entgegennimmt, wo sie ihm geboten wird, sind auch sie recht, denn sie beleben das ohne sie allzuernste Bild.

\*



Wenn Lippstadt nichts anderes besäße als seine Stiftskirchenruine, so wäre es schon deshalb eines Besuches wert. Die Ruine dieser Kirche ist eine große gotische Heilige, um die die Natur sich mit der Zärtlichkeit eines Verliebten bemüht. Das Dach fehlt, und über die Mauern und die freistehenden Pfeiler schlingen sich Efeu und Weinstock, und Fichten decken die Blößen der Wände. Die Haarsträhnen einer Trauerweide neigen sich über den Altartisch, und Blumen sind zwischen den Pfeilern, still und andächtig. Durch die schöne Eingangspforte sieht man auf ein großes Kirchenfenster in der gegenüberliegenden Wand. Die Gläser fehlen, und nur das glatte Gestäbe und das edle Maßwerk stehen. Sie fangen den Himmel ein und ziehen ihn in ihre rosafarbenen Rahmen. Und der Himmel gibt sich der großen Heiligen zu eigen. Er macht sich klein, und das Fenster, das ihn hält, steht übermäßig im Hellen. Aber



das kleine romanisch-gotische Portal des Eingangs zwingt beide in seinen starken Kleeblattbogen. Selten faßt ein Portal einen schöneren Inhalt, und selten haben ein Himmel und ein Kirchenfenster eine edlere Fassung.

Die Marienkirche der Stadt besitzt eine der schönsten westfälischen Sakramentsäulen. Der Aufbau ist zierlich bei aller rührenden Ungeschicklichkeit im einzelnen, ein bräutlich geschmückter Schrein für das früher hier bewahrte Geheimnis. Doch liegt die Stärke Lippstadts nicht in der Gotik. Die Stiftskirche ist noch in romanischen Formen gefangen, und was sonst Wert hat, gehört erst dem 18. Jahrhundert an. Ein paar Haustüren haben all den Scharm, den jene Zeit den Hauseingängen verlieh. Die Blüte des Lippstädtischen Rokokos ist jedoch der Saal im Köppelmannschen Hause. Fürstliche Pracht im bürgerlichen Raum. Der Stuck, der an den Wänden Spiegel und Gemälde umrahmt, ist hier und an der Decke zart und fühlt wie die elegantesten Phantasien altmeißner Porzellanschöpfungen.

Es ist ein Prickeln und Wiegen, ein Verschlingen und sehnendes Ausgreifen der Formen, die aus den Unterlagen herauswachsen und von den Wänden zur Decke überspringen, so daß man mit den Händen hinter diese waghalsigen Gebilde fassen kann. Und doch überschreitet nichts die Grenze des Schicklichen. Die zierliche Lebhaftigkeit des Stucks ist nur ein Blühen und Flammen, das an die klare, ruhige Gliederung des Ganzen gebunden bleibt.

Wiedenbrück gehört gleichfalls zu den sieben Wundern Westfalens. Seine fast lückenlos aneinander sich reihenden Holzhäuser sind so prächtig, daß wenn man die prächtigsten von ihnen sieht, sich an den Kopf greift, um sicher zu sein, kein Trugbild zu sehen. Sie sind nicht von dem Gepräge der Häuser zu Hildesheim und Braunschweig. Es sind nur bürgerliche Bauten. Aber ihre umfangreichen Haustore und ihre Balken sind mit einer Freude sondergleichen geschnitten und bemalt. Und das ist das Schöne an ihnen, daß der Bauer hier unbewußt zum Künstler geworden und doch Bauer geblieben ist. Jedoch, er ist aus sich herausgegangen und hat seinem Denken ohne Angstlichkeit Gestalt gegeben. Und darin liegt der Wert der Häuser zu Wiedenbrück. Zwischen die Fächerrosetten hat der Schnitzer die Kinder seiner Laune gestellt: Hähne mit Männerköpfen, Männerköpfe mit und ohne Eselsohren, die Zunge bleckende Mondgesichter, die gut genährte, tierisch ungeschlachte Urgermanenköpfe sind. Die Zierat an Balken und Türen ist von der abgeklärtesten Art und bei den Backsteinbauten sind auch die Ziegel geschickt in ornamentalscher Weise geschichtet. Wo der Schnitzer aber zum Worte greift, wird er gesittet und fromm und redet mit fassungsvollem Tone: „WAN GODT NICHT BOWET SO IS DE ARBET VORLORE“ oder: „HALTET FREDE VPPE DOSER STEDE“ und „GADES WORT BLIFT IN EVIEHET“.

Paderborn ist mehr als andere westfälische Städte eine steinerne Stadt. Anderswo versinken die Häuser in Gärten, oder es ist wie in den Industrieorten, ein Sammelsurium von allerhand Baustoffen. In Münster wächst der Geist aus den Mauern bis in die Wolken, in Paderborn aber ist die Härte des Steins fühlbarer, und die Seele löst sich später als irgend sonst an einem andern Orte. Am steinernen ist der Dom. Wären am Turm nicht die vielen schwarzen Luftlöcher, der Koloß würde an seiner eigenen Körpermasse ersticken. Aber um diesen starren Turm und die Häuser, die den Geist mehr in sich schließen als von sich geben, weht schwach erkennbar der Hauch sehr alter Zeiten. Im Paradies, dem Südeingang des Domes, kann man die romanische Zeit dieser ehrwürdigen Bischofsstadt am Born der heiligen Pader spüren. Um die Kapitale der Säulen windet und zerreißt sich allerhand Männer- und Weiber- tum zwischen fleischigen Blättern. Die Blätter ringeln sich zu fetten Knospenköpfen, und bei dem oder jenem ist die Knospe zur menschlichen Fratze gediehen. Man vermag kaum mehr den Sinn all der guten und bösen Wesen, die zwischen den traubenreichen Weinranken sitzen und schaffen, enträteln. Bei manchen Gesichtern ist die Schönheit verblüffend, der Humor aber, der zum Deutschen wie das tägliche Brot gehört, nimmt hier bisweilen sehr närrische Formen an. Neben zwei wundervollen Mädchenköpfen auf Vogelleibern frisst ein blöder Kugelkopf an einem Blattstiela. Als Wandfries eine Kette bärenähniger, zweibeiniger und geflügelter Tiere, von denen eins das andere in den Schwanz beißt. Humor sitzt allenhalben in den Steinen von Paderborn. Ein Fenster des Kreuzgangs enthält den famosen Hasenscherz: Drei Hasen und doch nur drei Ohren. Und in der Kampstraße stemmt sich ein Schafbock als Prellstein an die Mauer. Aber dieser Humor der nachromanischen Zeit ist nicht von der alten urwüchsigen Weise, und es will mir sogar scheinen, daß selbst das Hasenfenster in seiner Betonung der Dreieinheit irgendeine symbolische fromme Bedeutung hat. Wäre es wirklich der Fall, so wäre es wenig geschmackvoll.

\*

Hinter Paderborn wirft sich die breite Woge des Eggegebirges auf. Das Leben jenseits derselben drängt weder besonders nach Osten noch nach Westen. Es ist ge-ruhsam und urständig, und das Volk des altberühmten Gaues, desjenigen der Nethe, ist echt westfälisch wie das der andern Seite des Bergwalls, durch den die Züge in einem langen, finsternen Loch rennen. Und obwohl der Nethegau schon weit manigfaltigeres Gepräge hat, obwohl Hügel, Berge und Ebene anmutig und reich mit einander vermischt sind, sind doch Kultur, Landschaft und Kunst kaum anders als im Lande der Ems und Lippe. Man sieht die gleichen stattlichen Bauerngehöfte wie dort, nur daß sie sich hier zu Dörfern zusammenscharen. An den Hoftoren sind dieselben Schnitzereien wie im Paderborner und Soester Lande und bekunden trotz der bäuerlichen Unbeholfenheit doch ein starkes, gesundes Stilgefühl. Und neben den Burgen auf den Bergen, die hier schon zahlreich zu werden beginnen, die Burgen im Wasser. Die reizvollste unter ihnen ist das schlichtschöne Schloß Vinsebeck, das noch zwei alte runde Tortürme hat, nach der Parkseite hin aber ein entzückendes Gemälde barocker Schloßromantik ist.

Vinsebeck hält noch eine Überraschung für uns bereit. Auf einem der Grabsteine des Dorfkirchleins wenden sich sieben männliche Mitglieder des jetzt verarmten Geschlechts derer von Lippe mit merkwürdiger Vornehmheit uns zu. Sechs von ihnen, die alle barhäuptig und mit gefalteten Händen kerzenstrack dastehen, haben lang herabhängende Mäntel mit spanischen, steifgesträkten Halskrausen. Zwischen ihnen, und das ist das Schnurrige, der kleinste der Herren, ein Wickekind, von Ehrgeiz erfüllt, bolzen-

gerade aufgerichtet wie die älteren Herren. Unverkennbar ist die Familienähnlichkeit der Sieben, zierlich die Löckchen der Häupter und zufrieden würdig der Ausdruck der Gesichter.

Auf einem zweiten Stein schweben drei Damen des Lippischen Hauses in fürchterlich gut und ernst gemeinter Stilisierung. Die Töchter mit den froschbeindünnen Armchen tragen schieffsitzende Kränzlein ganz vorn auf dem glatt zurückgestrichenen Haar, dessen Überschuss weich und voll wie ein Katzenenschweif herabhängt. Hinterher aber schwiebt dick und nett die jüngste der Damen, kerzengerade im Stiekbettchen, dessen Windelende unten nebenherschwänzelt. Die Art und Weise der Verschnürung, bei der auch die Armchen des trotz aller Wehrlosigkeit so braven Püppchens eingeschlossen sind, ist die noch heut in Südeuropa gebräuchliche. Im nahen Himmighausen, das idyllisch in einem waldigen Engtal liegt, befindet auch der Grabstein für eine Freifrau von Offer uns einen Säugling im Stiekbettchen als niedliche Beigabe. Aber hier ist es nicht mehr die hermetische, mumienhafte Verpackung, und zudem sind sowohl die Mutter wie das Kind in einer reizenden Manier dargestellt. Ein überaus anmutiges Kuriosum, das gleich den beiden komisch würdigen Grabsteinen Vinsebecks in Deutschland kaum zum zweiten Male vorkommt.

Im äußersten Süden dieser Landschaft thront die malerischste aller Westfalenstädte. Eng und kunterbunt zusammengescharrt auf einem Bergvorsprung, am Ende steil wie ein Kap abbrechend gegen die Tiefe, schaut das mürbfarbige Warburg in die Weite. Manch wundersames Hexenhaus sitzt am Berghang, zur Wonne der Maler, und von der Höhe blickt man hinab auf die Dächer und in die Gassen einer zweiten Stadt, die ebenso alt und malerisch ist und von der Diemel und halb zerfallenen Mauern und Türmen umringt wird.

\*

Grüne Berge und ruhige Menschen, das ist das Sauerland. Ein Sauerländer, der den Schuhplattler tanzt und sein Dendl in die Höhe wirft und wieder auffängt, ist ebenso undenkbar wie eine Landschaft im Sauerland, in der es keine grünen, rundgewölbten Berge gäbe. Die sauerländischen Berge sind typisch durch ihre Ruhe in der Form. Sie sind massig, breit, nebeneinandergeschichtete Riesenmaulwurshügel, in denen auch die höchsten nur durch ihre Größe, nicht ihre Form sich von den andern unterscheiden. Es ist ein demokratisches Volk von Bergen, bei dem die großen mit und zwischen den kleineren leben, ohne sie auffallend überragen zu wollen. Und obgleich keine geringe Mannigfaltigkeit in ihren Tälern ist und dem Wanderer nicht wenig Besonderes in den Weg tritt, so fällt doch all dieses nicht so auf, als seine Eigenart es verdiente. Seltsame Felsbildungen, ganze Landschaften voller Felsgruppen hat das Sauerland nicht weniger zahlreich als andere Berggebiete. Die Schlucht des Hönnetals kann sich mit Engtälern des fränkischen Jura und andern süddeutschen Prachtlandschaften vergleichen, der große Einbruchstrichter des wilden Felsenmeers bei Sundwig mit dem ähnlichen im Odenwald oder der Luisenburg im Fichtelgebirge, die ungeheuren Urweltzähne der Bruchhäuser Steine mit den mächtigen Felsgeilden im Harz und dem schlesischen Riesengebirge, wenn es dort auch Granit- und hier Porphyristeine sind. Die Felsenbrüder zu Letmathe ähneln dem vielbewunderten Rheingrafenstein im Nahetal und manchen Felsbildungen der fränkischen Schweiz und der schwäbischen Donau, die Hünenpforte bei Hagen aber kennt überhaupt kein Gegenstück innerhalb der deutschen Grenzen. Und ebenso stehen die Tropfsteinhöhlen des Sauerlandes an Pracht keiner der übrigen deutschen Höhlen nach. Die Attendorner Höhle besonders überragt alle an Größe und Märchenschönheit.

Aber trotz aller lockenden Vergleiche: Der Naturpark Westfalens, das große westfälische Wanderparadies, bedarf keines Vergleichs, um vollwertig zu erscheinen. In seinen Tälern blühen die Blumen so schön wie in jedem andern Gebirge, und die Heidekräuter auf seinen Bergkuppen, wie die Fichten an seinen Hängen und die frischen Waldwiesen atmen genau denselben Odem wie andere Gebirge auch. Wer des Sauerlands Berge durchzieht, fühlt neues Leben in sich dringen, und die Juchzer, die der Dankbare auf den Höhenwegen wandernd den weißen Wolken im himmlischen Blau zuschickt, sind aus nicht weniger fröhlichem und befreit aufatmendem Herzen geboren als in andern Bergen. Ein Blick vom Kahlen Asten über das Meer der grünen Bergeswellen macht die Augen leuchten, auch wenn man nicht gerade das Glück hat, den Rhein in der Ferne aufblitzen zu sehen, und ein Blick auf die Schnellenburg bei Altendorf läßt nichts an Romantik zu wünschen übrig. Ein Burgenbild wie dieses und in einem solchen Wald- und Bergrahmen kann in seiner packenden Schönheit nicht übertroffen werden. Und eine Schau auf den Bergkessel des burggekrönten Städtchens Altena findet an überwältigender Art nur sehr wenige gleiche Bilder in Deutschland. Dieses, das leise an das berückende Bild von Heidelberg gemahnt, und Arnsberg mit seinen kostlich in die Luft hinausgebauten Mauerrandbildern, dem Kaiserpförtchen und dem grünen Turm, gehören zu den allerschönsten deutschen Städteansichten.

Wie ein ausdrucksvolles Sonntagspoem liegt das liebliche Warstein zu Füßen seines Berges, und die auf dem Gipfel träumende alte Kirche erinnert in ihrer landschaftlichen Lage auffallend an die Wurmlinger Kapelle, dem Urbild des bekannten Uhländischen Liedes von der Kapelle. Das tief in den Wäldern versteckte Schloßchen Neuhof bei Lüdenscheid ist zauberischer Art. Man glaubt, wenn man durch das vornehm geschnörkelte Gittertor des Hofes und an dem Brunnen vorüber zum Eingang des ganz seltsamen Schloßchens schreitet, daß sich bestimmt etwas Wunderbares begeben müßte, selbst wenn man nicht weiß, daß vor reichlich anderthalb hundert Jahren ein Herr von Neuhof auf ganz märchenhafte Weise zu einer Königskrone gelangte. Und wer am Karfreitag nach Menden kommt und die merkwürdige Kreuztragungsprozession vor sich auftauchen sieht, den Christus in der blutbeträufsten Maske, der stachelreichen Dornenkrone, den alttümlichen Sandalen und dem ergreifend großen, schwankenden Kreuz auf der Schulter, den überrieselt es, und er fühlt sich im Augenblick um Jahrhunderte zurückverzaubert in die Zeit der gotischen Mysterienspiele. Manchen aber paßt das Gaukelspiel der Sinne und er sieht, wenn die Kreuztragende Gestalt mühselig, zitternd, an ihm vorüberschwankt, das Kreuz, gestützt von einer unheimlich maskierten Gestalt mit wilder Haarmähne, erschüttert den Mann von Golgatha in selbiger Person.

Märchen wohnen in den grünen Bergen des Sauerlandes. Man muß sie nur zu finden wissen. Sie weilen im dunklen, würzigen Tann und an den zerfallenden Burg- und Klostermauern. Sie lagern unter den maienfrischen Buchen am blaugrün-überfunkelten Mühlenteich bei Grafschaft und schauen uns mit unvermutet neuen und doch alten Augen an, wenn man an eine der überraschenden Talsperren mit ihren stillen, schönen Seebecken und den ungeheuer sich stemmenden Staumauern gelangt. Wie eine hohe Schwelle, von der aus man, bevor der Wanderstab ins Land der grünen Berge gesetzt wird, den ersten Blick dorthin tun kann, wälzt sich die kurze Woge des Ardey an die Ruhr. Burgen und Türme ragen auf seinen Höhen, und die Schau über sie hin ins duftige Tal und hinaüber zu den verheißenden ersten grünen Höhen jenseits der Ruhr gibt der Sehnsucht Flügel. Aber wir werden nicht vom Ardey scheiden, ohne den wonnigesten Winkel von Volmarstein an der Ruhr

und die stolze Warte der Hohenburg aufgesucht zu haben. Und man gehe nicht fort von Hohenburg, ohne nicht den Friedhof am altersgrauen Peterskirchlein gesehen zu haben, einen der malerischsten im Lande. Seine dem 18. Jahrhundert angehörenden Grabsteine sind von sonderbarer Art, wie man sie anderwärts nicht wieder erblickt.

Sie haben Ähnlichkeit mit hebräischen Totenmalen und sind vielfach paarweise zusammengekoppelt. Ihre handwerkliche Kunst ist bescheiden, ihre Form aber ebenso eigenartig wie schön. Und auch am nahen Schwerthe durfte man nicht ohne weiteres vorübergehen. Die Kirche mit ihrem gewaltigen Turmpfahl, der gegen den Wind sich stemmt und aus dem hoch oben ein Glöcklein hängt, enthält einen Flügelaltar, der zwar nicht so blendend wie der von St. Petri zu Dortmund ist, aber doch ein Prachtstück flandrischer Kunst bildet, das zu erwerben die Stadt einst den dankenswerten Ehrgeiz besaß.

Und nun ich am Ende bin und mir geschehen muß, daß ich wohl auf vieles hinweisen konnte und

Eins noch: Mit Ausnahme des Industriebezirks, der seine besonderen platonischen Reize hat, aber auch nicht der landschaftlichen Romantik entbehrt, zählt Westfalen noch zu den unberührtesten Gartengauen im deutschen Lande. Möge das westfälische Volk sich dessen lebhaft bewußt sein und nie Unlaß werden, daß aus diesem, seinem Paradiesgarten, Schönheit und Stimmung weichen.

doch dieses nur einen geringen Teil desjenigen umfaßt, was das Land der roten Erde aufzuweisen hat, kann es eben deswegen nur Stolz und Freude sein, was des Beschauers Herz, der mir bisher gefolgt ist, erfüllen wird. Stolz und Freude, ein Land zur Heimat zu besitzen, das so reichlich mit Schönheit durchwirkt ist und von dessen gediegener Vergangenheitskultur so viele und kostbare Dinge Zeugnis ablegen. Und mit diesem Bewußtsein bricht mir der Wunsch aus dem Herzen, daß es doch allen Westfalen lebendig vor Augen stehen möchte, welch preiswürdiges Land sie bewohnen und daß sie stets würdig ihrer Väter sein möchten, deren Andenken durch die von ihnen geschaffene und getragene Kultur voller Ehren ist!

